

disuse of institutional interventions) establish and reproduce boundaries along caste lines.

Pinto masterfully intertwines reproductive health experiences of women in Uttar Pradesh with wider concerns. She compellingly contends that “female and fertile bodies [are] sites upon which national and transnational interests have been lodged” (1), an argument that she illustrates by scrutinizing logics of development on the basis of the analysis of four documents published by major international development institutions, and the examination of state and NGO programs in Sitapur during her fieldwork. However, the inclusion of national policies and schemes (like the National Rural Health Mission and particularly the Janani Suraksha Yojana) and a closer look at daily interactions in public and private medical facilities would have provided a more complex understanding of policy implications and health care regimes in the area.

Pinto’s book is a valuable contribution to the anthropology of childbirth in India. The author has produced an insightful work enriched with detailed ethnographic descriptions, intense case studies, and nuanced personal reflections on her fieldwork and the production of ethnographic knowledge. Her stimulating theoretical analysis would in some parts benefit from a clearer and less dense writing style. Although certain aspects of the book – such as the critique of the notion of the *dai*, the history of intervention efforts regarding reproductive health as well as the logics of development programs – have been analyzed in a similar manner by other scholars, Pinto succeeds in highlighting original aspects of her work and emphasizing the instability of what are sometimes assumed to be clear-cut definitions and categories. The book will be useful for scholars and graduate students as well as professionals working on childbirth, medical anthropology, public health, development, caste, gender, and South Asia.

Sandra Bärnreuther

Preissing, Sigrun: Tauschen – Schenken – Geld? Ökonomische und gesellschaftliche Gegenentwürfe. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2009. 214 pp. ISBN 978-3-496-02828-4. Preis: € 22.90

Sigrun Preissing beginnt ihr Buch mit einer kapitalismuskritischen Interpretation der Finanzkrise. Vor allem kritisiert sie die soziale Desintegration, die die Finanzpolitik mit sich bringt. Davon ausgehend versteht sie die verschiedenen Tauschformen insbesondere als beziehungsstiftende und beziehungsstabilisierende Institutionen, die als Alternativen dienen können.

Die in dem Buch vertretene Theorie des Tauschs ist von Heinzpeter Znojs Prozessmodell beeinflusst: Preissing unterscheidet zwischen liquidierenden und nichtliquidierenden Transaktionen. Bei ersteren ist der Tausch durch die Rückgabe von etwas Gleichwertigem geprägt, wie es etwa beim Kauf der Fall ist. Nichtliquidierende Transaktionen zeichnen sich hingegen dadurch aus, dass keine exakte Vergeltung der Gabe angestrebt wird, sondern vielmehr eine soziale Beziehung gestiftet wird. Demnach sorgt der nichtliquidierende Tausch für eine soziale Integration der Gesellschaft. Die beziehungsstiften-

de Dimension des Tauschs ist schon von vielen Autoren herausgestellt worden. So etwa von Marcel Mauss, der eine Theorie der Gabe entwickelt hat, auf die Znoj sich bezieht. Allerdings bringt er in Anlehnung an Firth den Gedanken mit ein, dass die Gabe an einen Dritten weitergegeben werden muss, so dass sich das soziale Netz, das durch den Tausch geknüpft wird, erweitert. Dies interpretiert Znoj als *hau* der Gabe, ohne allerdings zu berücksichtigen, dass Mauss hier mit seinen Überlegungen die Verpflichtung zur Gegengabe mit der Annahme begründet, die Gabe symbolisiere einen Teil des Gebers. Die Verpflichtung zur Gegengabe wird demnach von Preissing mit dem Vertrauen in die Kontrollinstanzen begründet. So bleibt bei Preissing die symbolische Dimension des Tauschs weitgehend unberücksichtigt.

Des Weiteren legt Preissing besonderen Wert darauf, den Tausch vom geldwirtschaftlichen Verständnis zu lösen. So macht sie deutlich, dass Verpflichtung und Schuld des Nehmers im nichtliquidierenden Tausch eine besondere Qualität haben, weil sie nicht “den Zweck verfolgen, einen exakten Wert zu tauschen und eine Verpflichtung zu liquidieren” (57). Der nichtliquidierende Tausch hat demnach vor allem eine politische Funktion, die darin liegt, “die sozialen Beziehungen zu ordnen, zu definieren, Gemeinschaft bzw. Mitgliedschaft auf unterschiedlichen Integrationsniveaus zu reproduzieren und Frieden durch gegenseitige Verpflichtung zu stiften” (59.f.). Allerdings bleibt die Begründung der wechselseitigen Verpflichtung durch die Berufung auf eine Kontrollinstanz doch am liquidierenden Tausch orientiert.

Darüber hinaus beruft sich Preissing auf eine Theorie der kulturellen Reserven, um eine Theorie des Tauschs zu entwickeln. Sie unterscheidet kulturelle Reserven ökologischer Natur, kulturelle Reserven religiöser Natur, kulturelle Reserven kultureller Natur und kulturelle Reserven sozialer Natur. Diese kulturellen Reserven speisen die verschiedenen Tauschformen und bergen das Potential, gegen kapitalistische Wirtschaftsformen Alternativen zu entwerfen.

Mit diesem theoretischen Rüstzeug geht Preissing an die Analyse von konkreten Tauschformen, die traditionellen Tausch und neue Währungs-, Tausch- und Schenkexperimente umfasst. So widmet sie sich u. a. dem Muschelgeld der Tolai, dem argentinischen Crédito und im Anschluss alternativen Wirtschaftsformen wie Zeitwährungen und Tauschexperimenten. Anhand dieser Analysen stellt sie die integrative Wirkung des Tauschens heraus und bemüht sich, diese als Alternativen zu kapitalistischen Wirtschaftsformen zu begreifen, wobei sie aber auch kritisch gegen die Möglichkeiten existierender Tauschformen bleibt.

Insgesamt ist das Buch von Preissing sehr anregend und lädt dazu ein, moderne Phänomene mit ethnologischen Mitteln zu untersuchen.

Heike Kämpf

Schmuohl, Hans-Walter (Hrsg.): Kulturrelativismus und Antirassismus. Der Anthropologe Franz Boas (1858–1942). Bielefeld: transcript Verlag, 2009. 350 pp., CD-Rom. ISBN 978-3-8376-1071-0. Preis: € 34.80

Der vorzustellende Band ist das Ergebnis eines Kolloquiums, das 2008 den 150. Geburtstag des deutsch-amerikanischen Anthropologen Franz Boas in Erinnerung rief. Im Gegensatz zu den USA war Boas hierzulande außerhalb von Fachkreisen lange Zeit ein Unbekannter. Neben einigen weiteren Sammelbänden und Qualifikationsarbeiten markiert der Band nun ein wachsendes transdisziplinäres Interesse an einem vielseitigen Forscher, der in Deutschland aufwuchs und ausgebildet wurde, seine lange berufliche Laufbahn in den USA verbrachte, aber bis 1933 und darüber hinaus enge Kontakte zu deutschsprachigen Wissenschaftlern unterhielt.

Franz Boas ist als Gründervater der *cultural anthropology* bekannt, jedoch betrieb er Anthropologie noch im Sinne des deutschen 19. Jahrhunderts als Zusammenspiel von Natur- und Geisteswissenschaften. Physische Anthropologie, Ethnologie und Linguistik waren die Felder in denen er forschte und publizierte. Diese disziplinäre Vielfalt spiegelt auch der Band wider. Einige Beiträge fragen danach, inwiefern Boas' Fragestellungen und Methoden auch für die gegenwärtige Forschung noch oder wieder relevant sind, so die Beiträge des Linguisten Utz Maas und des Religionswissenschaftlers Mario Bührmann. Während Kulturanthropologen und Sprachwissenschaftler den Klassiker Boas immer wieder neu entdecken, scheinen seine anthropometrischen Arbeiten, die die umweltbedingte "Plastizität" des menschlichen Erscheinungsbildes nachzuweisen suchten, nur noch von historischem Interesse zu sein.

Insgesamt dominiert in dem Band eine historisierende Perspektive, die Boas' Werk in den Kontext zeitgenössischer Wissenschaften sowie gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen stellen. Edith Hirte behandelt Boas' Hinwendung zur Ausstellungspraxis des *tribal arrangement* auf der Weltausstellung von 1893 und macht deutlich, dass museale Wissensproduktion wichtig für die Ablösung des kulturevolutionistischen Paradigmas durch eine historisch-partikularistische Perspektive war. Jacqueline Holzer stellt die Verquickung der boasianischen Linguistik mit der sogenannten Pazifierungspolitik gegenüber den First Nations dar, während sich Silke Hensels Beitrag zur Einwanderungspolitik entnehmen lässt, dass Boas' Annahmen über die Gleichbegabtheit aller "Rassen" auf ein diskursives Umfeld trafen, in dem sie aufgrund nationaler und internationaler Entwicklungen erst nach und nach anschluss- und nach dem Zweiten Weltkrieg innerhalb bestimmter Deutungseliten mehrheitsfähig wurden. Als Teilnehmer an einem transnationalen, fächerübergreifenden Diskurs zeigt auch Doris Kaufmann den Protagonisten des Bandes. Ihr Thema ist die boasianische Kunsthistorie mit ihren vielfältigen Querverbindungen zur Primitivismusdebatte, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Kunsthistoriker, Psychiater, Philosophen und Ethnologen beschäftigte.

Zudem ist es das ausdrückliche Anliegen des Bandes, "Franz Boas' Geschichte 'gegen den Strich' zu lesen, die Ambivalenzen und Antinomien im wissenschaftlichen Werk dieses Wanderers 'zwischen den Welten' herauszuarbeiten" (10). Dieser Ansatz wendet sich gegen eine zu einfache Lesart, die Franz Boas emphatisch als kompro-

misslosen Gegner jeglicher Form von Rassendenken und Befürworter eines durch und durch humanen Kulturrelativismus versteht. Damit sollen Boas' wissenschaftliche Leistungen sowie sein politisches Engagement für die frühe Bürgerrechtsbewegung und gegen den Nationalsozialismus nicht kleingeredet werden. Vielmehr geht es darum, die boasianische Anthropologie als eine komplexe Gemengelage aus Innovation sowie Aneignung und Affirmation anderer Wissensbestände sichtbar zu machen.

So zeigt etwa Veronika Liphardt, dass Boas eine schillernde Haltung zum Konzept der biologischen Rasse einnahm. Um den von Rasseforschern hergestellten Zusammenhang von ererbter rassischer Zugehörigkeit und minder- oder höherwertiger "Kulturbegabung" zu widerlegen, ließ er sich nach 1933 auf verschiedene Projekte ein, die "Rasse" zum Gegenstand hatten. Am Beispiel seiner Beziehungen zu emigrierenden deutsch-jüdischen Biowissenschaftlern wird deutlich, dass Boas eine der Öffentlichkeit weitgehend verborgene "Gratwanderung" (182) absolvierte, auf der er einerseits humangenetische Arbeiten förderte, andererseits das biologistische Menschenbild der Rasseforscher bekämpfte. Hans-Walter Schmuhl macht darauf aufmerksam, dass der führende deutsche Rasseanthropologe Eugen Fischer den Umwelteinfluss auf das äußere Erscheinungsbild des Menschen für bedeutsam hielt und so, wenngleich mit einem ganz anderen Erkenntnisinteresse, eine ähnliche Frage verfolgte wie Franz Boas. Unter diesen Umständen konnten sich auch im nationalsozialistischen Deutschland einzelne Wissenschaftler weiterhin positiv auf Boas' anthropometrische Arbeiten beziehen – ohne deshalb zu Kritikern von Rassebiologie und rassistischer Politik zu werden.

Andere Ambivalenzen kommen im Beitrag von Friedrich Pöhl zur Sprache, die sich auf Boas' Feldforschungspraxis an der pazifischen Nordwestküste beziehen. Aus wissenschaftlichen Gründen, aber auch um seine Forschungsreisen zu finanzieren, sammelte er "Objekte" und verkaufte sie an Museen. Dabei griff er auch zum Mittel des Grabraubs. Um den von Missionaren und Verwaltung bekämpften *potlatch*, die rituelle Zerstörung von Eigentum, zu legitimieren, stellte er dessen wirtschaftliche Bedeutung wissenschaftlich falsch dar. Konzeptionelle Kritik übt der Beitrag von Christian Geulen an Boas' Aufwertung von "Kultur" gegenüber "Rasse". Noch schärfter, als dies amerikanische Anthropologienhistoriker bereits getan haben, arbeitet Geulen den kulturellen Determinismus heraus, den Boas gegen den biologischen Determinismus seiner Zeitgenossen setzte. In Boas' Perspektive hatten sich die jeweiligen "Umwelt"-Faktoren verschiedener menschlicher Gruppen derart verfestigt, dass man von einer "zweiten Natur" (134) sprechen könnte, die der vermeintlichen Unausweichlichkeit der Erbanlagen in nichts nachstand. Dagegen verteidigt Bernhard Tilg Boas als Begründer eines modernen, nicht essentialistischen Verständnisses von Kultur (88).

Die Beiträge von Kaufmann, Liphardt und Schmuhl sprechen bereits einen Aspekt an, der in der bisherigen Boas-Forschung relativ wenig Beachtung fand: der Trans-

fer von anthropologischem Wissen bzw. die Verflechtung von deutsch-österreichischer und nordamerikanischer Anthropologie. Explizit diskutiert dies Eva Kudrass in einer Fallstudie. Sie untersucht die persönlichen Verbindungen sowie methodischen Parallelen und Divergenzen zwischen Franz Boas und Fritz Graebner, einem Hauptvertreter der im deutschen Sprachraum höchst einflussreichen Kulturhistorischen Schule der Ethnologie. Auch Kudrass bemerkt ein „komplexes Verhältnis von Interaktion, Vereinnahmung und Abgrenzung“ (143) zwischen den Fachkollegen dies- und jenseits des Atlantiks. An dieser Stelle sei angemerkt, dass Boas und vor allem seine Schüler Robert Lowie und Alfred Kroeber zum Gründer dieser Zeitschrift, Pater Wilhelm Schmidt, und dessen Mitarbeitern Beziehungen pflegten, die eine genauere Untersuchung verdient hätten.

Abgerundet wird der Band durch eine beiliegende CD-ROM. Diese dokumentiert eine Ausstellung zu Boas' Leben und Werk, die 2008 in seiner Heimatstadt Minden stattfand.

Alexa Geithövel

Schöpf, Ellen: Leben und Tod in der Kunst der präklassischen Indianerkulturen Mesoamerikas. Ein Beitrag zur Entwicklung des Todesverständnisses. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2009. 274 pp. ISBN 978-3-8253-5673-6. Preis: € 46.00

Die durch ihre monumentalen Steinskulpturen bekannten und in vieler Hinsicht noch immer rätselhaften sog. Olmeken des präklassischen Mesoamerikas üben eine ungebrochene Faszination sowohl auf professionelle Altamerikanisten als auch auf Laien in diesem Forschungsgebiet aus. In den Jahren 2009/2010 erschienen zwei deutschsprachige Studien, die sich beide auf unterschiedliche Weise um eine Rekonstruktion religiöser Vorstellungen bzw. Religion dieser vergangenen und als schriftlos anzusehenden Kultur bemühen und hierdurch vor großen methodischen Problemen stehen.

2009 veröffentlichte Ellen Schöpf ein Buch unter dem Titel „Leben und Tod in der Kunst der präklassischen Indianerkulturen Mesoamerikas“ und im Jahr darauf, 2010, erfolgte die Online-Publikation René Dehnhardts Bonner altamerikanistischer Dissertation „Die Religion der Olmeken. Eine religionsarchäologische Analyse“. In der letztgenannten Arbeit, die hier nicht näher besprochen werden soll, konzentriert sich der Autor auf eine Reevaluierung der archäologischen Grabungsbefunde von La Venta und versucht diese auf darin implizierte religiöse Vorstellungen und Praktiken hin zu befragen (<<http://hss.ulb.uni-bonn.de/2010/2009/2009.pdf>> [18.05.2010]). Das Interesse dieser Studie ist somit zeitlich und räumlich klar und eng abgegrenzt. E. Schöpf spannt den Bogen dagegen weiter. Sie möchte anhand der Interpretation künstlerischer Hinterlassenschaften die Entwicklung des Verständnisses von Leben und Tod, was bei ihr letztlich gleichzusetzen ist mit der Entwicklung religiöser Ideen bzw. von Religion überhaupt, von den ersten künstlerischen Spuren hinterlassenden Siedlern im Gebiet des späteren Kulturreals Mesoamerika bis in die olmekische Zeit hinein darlegen.

Nimmt man die hier zu besprechende Schrift Schöpf's „Leben und Tod in der Kunst der präklassischen Indianerkulturen Mesoamerikas“ zur Hand, so fällt zunächst die optisch schöne und sorgfältige Gestaltung des Buches auf. Der feste, tiefblaue mit Golddruck versehene Einband und die teilweise auf Hochglanzpapier beigefügten Abbildungen nähren die Erwartung an dieses Buch. Wobei sich der schöne Schriftsatz und die geringe Schreibe Fehleranzahl in das Bild einer sorgsam gestalteten Druckvorlage einfügen. Leider wurde mit den für die Leser und den Leser umständlichen Endnoten eine Form des Literaturnachweises gewählt, die dank komfortabler, elektronischer Textverarbeitung heute in dieser Form nicht mehr zwingend gewesen wäre und durch praktischere Fußnoten hätte ersetzt werden können.

Die kleine zeitliche Bestimmung *heute* hilft eines der grundlegenden Probleme dieser Studie darzulegen. Die Publikation basiert auf einer medizinhistorischen Doktorarbeit, die 1979 unter dem Titel „Leben und Tod in der prähispanischen Kunst Mesoamerikas. Ein Beitrag zur Entwicklung des Verständnisses von Tod und Leben“ an der Universität Heidelberg eingereicht wurde, aber in der Folge unter Altamerikanistinnen und Altamerikanisten keine Rezeption fand, wie ein Abgleich mit einschlägigen Literaturverzeichnissen aufzeigt.

Für die erneute Veröffentlichung beschränkte die Autorin die Arbeit auf den ersten Teil der damaligen Dissertationsschrift, der sich auf das mesoamerikanische Prähiskum bezieht und überarbeitete diesen, wie von ihr hervorgehoben wird, unter Berücksichtigung neuerer Literatur (5). Der zweite Teil der ursprünglichen Arbeit von 1979, der sich mit dem Klassikum und Postklassikum befasst, wurde dagegen nicht in die Neubearbeitung integriert. Beide Versionen können verglichen werden, da die ursprüngliche Doktorarbeit in neuem elektronischem Satz unter der Online-Dissertationsplattform der Universität Freiburg abgerufen werden kann und somit in leicht zugänglicher Form vorliegt (<<http://www.freidok.unifreiburg.de/volltexte/3209/index.html>> [15.5.2010]).

Die aktuelle Arbeit, die sich im Anschluss an den ersten Teil der ursprünglichen Dissertation in die vier großen Abschnitte „Das Todesverständnis des altsteinzeitlichen Jägers“, „Geschichtliche Entwicklung in der Neuen Welt“, „Entwicklung des Verständnisses von Tod und Leben in den präklassischen Kulturen Mesoamerikas“ und „Leben und Tod in Symbolen“ gliedert, ist von einem Defizit geprägt, das die Autorin in der ersten Fassung thematisiert, in der überarbeiteten Version jedoch nicht mehr ausdrücklich anspricht, welches jedoch weiterhin besteht. Sie schreibt in dem Vorwort ihrer ursprünglichen Dissertation: „Was der Mediziner an Voraussetzungen und Eignungen für die Bearbeitung des Themas mitbringen kann, ist lediglich eine geschulte visuelle Beobachtungsgabe und seine besondere Denk- und Arbeitsweise, die durch das Bestreben gekennzeichnet ist, innere Zusammenhänge aufzudecken und komplizierte Erscheinungsbilder auf ihre Anfänge zurückzuführen“ (Schöpf 1979: 9).

Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass die Autorin von ihrem medizinhistorischen Ansatzpunkt keine konsistente Methodik fand, um die von ihr gewählten Fragestellungen